

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

172 (26.7.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 55

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 55. Karlsruhe, Freitag den 26. Juli 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 55:
Das Abendessen. — Aus allen Gebieten. — Akerlei. — Literatur. — Für unsere Frauen.

Das Abendessen.

Von Ferdinand Madlinger.

(Fortsetzung.)

Natürlich glaubte es Eckert und pflichtete der Dame bei. Zugleich machte er jedoch auch darauf aufmerksam, daß ihm auch der Dokortitel nicht zusähe. Es kostete offenbar Mühe, den Reuten das Titulieren abzugewöhnen. Herr Singer zeigte sich über die Worte nicht wenig erstaunt.

„Sie hatten de Dokortitel mit?“
„Nein.“

„So, worum dann nit? Alle studierte Herre hatten doch.“

„Nicht alle.“
„Ah, gelle Se, do muß mer e schweres Exame mache?“
„So schwer ist es gerade nicht,“ sagte der Lehrer leichtginnig.

„Ja, worum mache Sie's dann nit?“
„Die Erwerbung des Doktorgrades ist im wesentlichen an die Bezahlung einer Summe Geldes geknüpft,“ erklärte der Gefragte den aufmerksamen Kaufmann.

Die Kinder traten inzwischen wieder ein, und nachdem die Suppenteller weggenommen waren, wurde Zunge mit Spargeln herangereicht. Eckert fuhr zu sprechen fort:

„Eine Summe Geldes als Prüfungstage; das Examen selbst ist in den meisten Fällen lediglich Formalität.“

„Un wieviel kostet dann des?“
„So fünf, sechshundert Mark, einschließlich der Druckkosten für die Dissertation.“

Herr Singer nahm sich ein paar Scheiben Zunge und gab auch seinem Sohn heraus. Hierauf nahm er ihn zärtlich um den Hals und sagte zu ihm:

„Du bist mei' liebs Vertholdche, gell, un du muscht emol Dokter werre.“

Der Junge lächelte geschmeichelt an ihm hinauf und machte überdies ein Gesicht, als ob er es nicht recht glaube.

Dem Fabrikanten ging es nicht hinunter, was der junge Mann über den Dokortitel so wegwerfend äußerte. Er glaubte auch nicht, daß es gerade so leicht war, wie der es hinstellte. Da müßte einer schön dumm sein, wenn er um 500 Mark einen so feinen Titel führen dürfte und täte es nicht. Die Sache müßte doch einen Haken haben.

„Fünfhundert Mark is doch fei' Geld,“ brachte er nach einer Weile heraus.

„Für mich gerade genug,“ versetzte der Lehrer. „Und wenn ich es übrig hätte, würde ich lieber eine Reise nach England machen; davon hätte ich mehr, als von einem leeren Titel.“

Wie der junge Mensch das sagte! Leerer Titel! Als ob nicht jeder stolz darauf wäre, der ihn führt! Wenn sich einer Doktor schreibt, so heißt das so viel: er ist geschickter. Der Titel ist eine Weize; ein amtlicher Nachweis für das Vorhandensein übnormaler Intelligenz.

Selbst die Frau vermochte ihren Widerspruch nicht mehr zurückzuhalten.

„Es ist aber doch auch etwas wert, wenn man den Titel führt. Ein Vetter von mir, ein Arzt in Strahburg, ist ein schrecklich geschickter Mensch und hat die beste Praxis in der ganzen Stadt; der hat auch den Dokortitel.“

„Für mich nicht er gar nichts; unsere Beförderung geht streng nach dem Dienstalter.“

„Aber der Titel brächte doch auch andere Vorteile.“ Während des Gesprächs hatte der Hausherr sein Messer sauber abgeleckt und atmete jetzt befriedigt auf.

„Die Jung' is delikate, Ida,“ sagte er zu seiner Frau.

Walters und der Armut, da schwimmt sich gut für diejenigen, die wählen, demokratisieren, kürzen und nicht mehr aufbauen wollen; wo das zerkende Gift der Vaterlandslosen viel leichter unter die Leute kommt, wo das böse Saat gesät wird, bereits vorgearbeitet ist durch Hunger, Unzufriedenheit, Verbitterung, Arbeitslosigkeit, weil die Gegenstände an diesen Stellen, wo große Massen aufeinander angewiesen sind zwischen Reichtum und Arbeit, zwischen Geldverschwendung und brotlosem Proletariat in grellem Lichte beleuchtet werden.“

Könnte die Frau Gräfin nicht in einer freien Stunde einmal wirklich ernsthaft darüber nachdenken, wo die Ursache für den Hunger, für die Unzufriedenheit und Verbitterung zu suchen ist? Müßte eine wahre „Jesusliebe“ sie nicht zu der Erkenntnis führen, welch ein gerüttelt Maß von schwerster Schuld gerade ihre Klasse, ihre Kaste an dem Elende der Massen trägt. Dann müßte sie zu ihrem „Jesuswort“: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ freilich ein anderes, sein tieftes, hinzufügen: Gebet dem Menschen, was des Menschen ist! Denn wer dem Menschen gibt, hat Gott gegeben!

Bei dem stöckreaktionären Gedankengange der Gräfin ist es nicht verwunderlich, daß „ihre Frauenherz in heißer Empörung zittert“, wenn die sozialdemokratischen Volksvertreter in den Parlamenten es wagen, der Meinung der übergroßen Masse des Volkes ungeschminkt Ausdruck zu geben. Wie ihre männlichen Klassengenossen, schreit auch sie Beter und Morbio und klagt: „daß es noch keine Gesetze bei uns gibt, die die Immunität des Abgeordneten in Scherben schlagen, wenn er es wagt, an einem der heiligsten Güter des Volkes mit roher Hand zu rütteln“. Aber die „Frau aus dem gebildeten hohen Stande“, die immer Dame bleibt, scheut sich nicht, die Anpöbelung unserer Abgeordneten selbst auf deren Mütter auszubehnen. Sie schreibt: „Manche unter den 110, vielleicht auch unter den 6, mögen vielleicht erst später auf die schiefe Ebene gezogen worden sein, aber die meisten haben entschieden eine schlechte Mutter gehabt, eine Mutter, an die das zerkende Gift der Umsturzpartei auf irgend eine Weise herangekommen ist und die es nicht verstanden hat, ihre Jungen zu guten, pflichttreuen Staatsbürgern zu erziehen.“

Wir brauchen diese Frauen nicht zu verteidigen. Die Tätigkeit ihrer Kinder zeigt Tag um Tag, daß sie Menschen waren und Mütter im schönsten Sinne des Wortes, und daß jede einzelne von ihnen wertvoller war für die Gesamtheit, als der ganze adlige Klüngel mit der langen Ahnenreihe. Was aber würde die Dame sagen, wenn wir in unserer Unbildung behaupten wollten, sie habe eine schlechte Mutter gehabt, weil sie in einem bornierten Egoismus befangen, mit den Pfaffen eines Wortchristentums auf den Lippen die Armen in „Jesus Namen“ noch länger um ihre Rechte prellen möchte! Es wäre gut und heilsam, wenn Frau Kehlerling ihren eigenen Mat beherzigen wollte: „Man soll die Scheuklappen abnehmen, damit man sich nach allen Seiten recht umschauen kann.“

In ihrem Eifer, die Entwicklung des „Vaterlandes“ um ein paar Jahrhunderte rückwärts zu revidieren, schlägt die Gräfin aber nicht nur auf die Sozialdemokraten los, sie geht auch den Polen und den katholischen Geistlichen ganz energisch zu Leibe. „Mit jesuitischer Genauigkeit und Vorwitz wird Schritt vor Schritt vorwärts gegangen, und in stetem Wachstum greift die Kolonisation und Katholisierung um sich.“ Ei, ei, Frau Gräfin, sind es nicht Ihre eigenen, gewiß nicht „vaterlandslosen“ Kastenengenossen, die ihre Güter an die Polen verschachern? Und sind Ihnen nicht auch sonst die frommen Geistlichen lieb, die die Landarbeiter so wunderbar schön in Zufriedenheit und Unterwürfigkeit zu erhalten wissen? Und die Herzbruderschaft im Schnapsblod? Ist es vornehm, den lieben Freunden von gestern und morgen solch einen Selsfußtritt zu versetzen? Sie wissen doch, wer die größte Freude daran hat!

Frau Kehlerling tut sich was zugute daraus, daß die Regierung den Arbeiten der staatsbehaltenden Frauen „nicht nur freundlich gegenübersteht, sondern ihnen täglich die Wege dazu ebnet und neue Bahnen weist“. Und das trotz der königsberger Rede. Auch wir versichern den Damen unser dauerndes Wohlwollen. Wir werden auch fernerhin auf einen Schelmen anderthalben zu setzen wissen und da gilt natürlich das Ministerwort: Meine Damen, Sie arbeiten ja nur für uns!

Weibliche Beamte in Frankreich. Die Zahl der Damen, die zurzeit im französischen Staatsdienst beschäftigt sind, beträgt nicht weniger als 166 028. Zu dieser stattlichen Armee stellt der öffentliche Unterricht das stärkste Kontingent, in ihm sind nämlich 70 693 Lehrerinnen tätig. Bei der Verwaltung des Innern arbeiten 37 120 Frauen und bei der Post 19 406. Die Finanzen beschäftigen 15 072 Damen, und sogar das Kriegsministerium hat 3920 weibliche Untergebene. Nur die Landwirtschafts-Verwaltung steht dem schönen Geschlecht offenbar wenig wohlwollend gegenüber und beschäftigt nur 16 seiner Angehörigen.

sehen beeinflussen; es kommt nur darauf an, wie man es macht!“ „Der Mann kann sozusagen zum Mann nur durch die Vorbildwirkung treten. Er sucht ihn durch öffentliche Reden an öffentlichen Orten, in Versammlungsorten usw. zu beeinflussen. Um wie vieles leichter ist es uns Frauen an die Hand gegeben, Einfluß zu gewinnen. Wir treten hübsch bescheiden durch die Hintertüre in die Küche, an den Herd, wir heucheln den Frauen ein bißchen Interesse für ihr Leben und Treiben vor und suchen uns in ihr Vertrauen einzuschleichen. Ganz sachte treten wir dann mit unseren politischen Anschauungen hervor, drücken den Frauen ab und zu ein paar „gute“ Blätter in die Hand und es ist bald der Augenblick gekommen zur Beeinflussung des jungen Mädchens, der künftigen Mutter kommender Generationen, der Waise, bevor sie in den Dienst treten.“

Dies alles will Frau Kehlerling bewerkstelligen durch angestellte, tüchtige, fachmännisch geschulte Gemeindefrauen oder Landpflegerinnen, die von den Gutsherren und deren Vätern bei ihrer Arbeit unterstützt werden sollen. Leider hat sie vergessen, mitzuteilen, ob diese Frauen, die ja leblich im Interesse der Gutsherrschaft tätig zu sein hätten, auch von dieser begabt werden sollen. Durch Elternabende, in denen keine Vorträge über praktische Fragen zu halten wären, soll nach dem Rat der Frau Kehlerling an die Frauen herangetreten werden, bis dann allmählich der Boden gelodert ist „für die ernsteste und gründlichste Arbeit; dies ist die allmähliche Führung der Frauen, der Jugend, unbewußt, bei jeder nur möglichen Gelegenheit, auf dem politischen, patriotischen Boden, auf sozialem und religiösem.“ Die Liebe zur Scholle, die Treue zur Monarchie soll gestählt, die Widerstandskraft gegen die Sozialdemokratie gestärkt werden. „Welch eine ernste, schöne Arbeit auf sozialem, politischem Boden für die edlen, glaubensstarken und monarchischen Frauen, die ihren Gott und ihr Vaterland (und ganz besonders ihre nichtsmwürdigen Kastenrechte — D. V.) über alles lieben.“ So ruft die Frau Gräfin in überquellender Begeisterung aus. Wie schön und wie außerordentlich notwendig!

Wie männlich bekannt, nimmt die patriarchalische Idylle für die junkerlichen Leuteskinder allmählich ein Ende. Die Sozialdemokratie hat in den dunkelsten Winkeln gute Aufklärungsarbeit geleistet, das Bewußtsein ihres Menschentums auch in den verflachtesten Landarbeitern erweckt. Das paßt den Herrschaften natürlich nicht. Wohin sollen sie kommen, wenn ihnen bei den politischen Geschäften „ihre“ Leute auf die Finger sehen wollen, um vielleicht gar einmal derb darauf zu klopfen?! Da spielen sie Gift und Galle gegen die, die angeblich alles Uebel verschulden, gegen die Sozialdemokraten. Auch Frau Kehlerling macht in jämmerlichsten Klagen gegen die Verurtheilung ihrem Herzen Luft: „Ohne daß auch nur ein Gesetz uns gestattet, Gausrecht zu gebrauchen, benutzen die Sozialdemokratischen Meißenen. — politische Commis bohagours — die Zeit wenn die Männer bei der Arbeit sind, um Einfluß bei den Frauen zu gewinnen. Dann träufeln sie das Gift der Unzufriedenheit in die Seelen (das ist natürlich bei den glänzenden Wohlthätigen, in denen die Landarbeiter leben, besonders schwierig! D. V.), geben ihnen ihre Kalender und Schritten zur Verbreitung. Hier finden die Wähler den richtigen Boden zu ihrer teuflischen Saat (Guh!), wo Unbildung, völlige Unkenntnis der Verhältnisse, des politischen Programms anderer parlamentarischer Parteien ihnen zur Hilfe kommen; hier reden sie missentlich die Unwahrheiten über die staatsbehaltenden Parteien, und haben sie ihre (für die Junker — D. V.) unheilvolle Arbeit vollbracht, dann verschwinden sie ebenio rasch, wie sie gekommen sind.“ (Die Feiglinge! Statt zu warten, bis sie die ehrenvolle Bekanntschaft der Gunde oder der Meitpeißig des „mächtigen Herrn“ gemacht hätten! D. V.) „Kommt nun der Ehemann müde von der Tagzarbeit nach Hause, dann fängt die eben unterrichtete Frau, womöglich in Gegenwart der heranwachsenden Kinder, ihre Reden an. Und der Kalender und die Schriften bilden dann den Rest, drücken den Siegel darauf.“ Und nicht genug daran. Kommt dann zu solch einer verheerenden Frau eine fromme Dame mit ihren Traktätschen, dann geschieht es dieser wohl, so wie die Frau Kehlerling von einer königsberger Dame erzählt; sie wird hinausgewiesen mit den Worten, sie möge den religiösen, konservativen Kram nur zu den Weichen tragen.“ In diesen erschrecklichen Geschichten liegt eine schöne Anerkennung der mühevollen Arbeit unserer Landagitatoren. Die werden der Frau Gräfin das Kompliment sicherlich damit quittieren, daß sie künftig noch eifriger ihrer Pflicht nachgeben, das „Gift der Unzufriedenheit“ in die Seelen zu träufeln.“ Es liegt darin aber auch eine schöne Anerkennung für die Frauen der Landarbeiter. Lernen die so die Zeichen der Zeit rasch und richtig deuten, werden sie über den Kreis der Familie hinaus Werber für unsere Sache, dann haben wir doppelte Ursache, den Junkern zu danken für die vielen schweren Wäte, die sie über die arbeitende Klasse gebracht haben.

Doppelt schwer ist die Arbeit für die hohen und höchsten Damen natürlich in der Stadt. „Denn in den Brutstätten

„Du lieber Gott,“ sagte er geringschichtig, „wegen der Preise bewirbt man sich doch um keinen Titel! Wenn ich nicht so genug bin, der braucht sich mit mir nicht abzugeben; und wenn ich mich einmal verheiratet sollte, dann getraue ich mir auch ohne Doktor eine Frau zu erobert.“

„Na, jetzt haben Sie wieder recht,“ stimmte Frau Singer bei. „So einen Schwiegerjohn, wie Sie, müßte sich jede Mutter wünschen.“

Die kleine Dame bekam allmählich Feuer in die Backen, sei es vom Wein oder von der Unterhaltung, und streifte den Gast mit funkelnden, wohlwollenden Augen, als wollte sie ihn zu allem Möglichen ermutigen.

„A bitte,“ wehrte der Lehrer ihre Schmeichelei ab, „Sie machen mich ja eingebildet.“

„Was wohl ist, derf mer sage,“ lachte der Papa; „des hauw' ich mer schon oft gedenkt, so ein feiner Mann wünscht ich mer emol zum Schwiegerjohn.“

„Auch ohne den Dokortitel?“ fragte der Belobte spöttlich.

„Ja no, den mißt er halt nochher noch erringe.“

„Zur Verbollständigung des Eheglücks, nicht wahr?“

„Sa ja!“

„Na, dann will ich mich aber gleich an die Arbeit machen.“ schloß der junge Mann unter allgemeiner Heiterkeit. Sogar das Vertholdchen lachte der Spur nach, und Papa Singer schenkte aufs neue die Gläser voll, damit sie wieder anstoßen könnten. Jeden der Anwesenden beugte die anzügliche Zulipfung des Gesprächs; Eckert selbst amüsierte sich königlich über die plumpen Einfädelungsversuche der beiden Alten, denen er die süße Hoffnung nicht rauben mochte.

Die Tochter ließ sich keinen Wein mehr geben, weil er ihr ionft zu Kopf stiege und sie bedeckte ihr Glas mit der Hand.

„No, Klara,“ fragte der Vater, trinkst nix mäh?“

„Koi, danke, Babbe.“

„Gell, du hocht's wie sell Freilein, wo die Hand Awner's Glas g'hebt hot un g'sagt hot: Ich bitte um alles, mein Herr! — Kenne Sie die G'schicht, Herr Professor, ich bitte um alles?“

Der Professor kannte sie nicht und erfuhr sie auch nicht, denn die Frau stierte den Erzähler wieder so schrecklich an, daß es ihm die Rede verschlug.

„Du werich dich beherrische kenne, Louis, mit deine wiecht' Mit,“ rief sie warnend über den Tisch, in einem so plötzlichen Uebergang zur Mundart, daß Eckert betroffen aufsaß.

„Entschuldige Se nor, Herr Eckert, adwer ich kann mich nimmer halte, der Mann macht mich noch ganz hinneresfür mit seine Bosse.“

„So is recht, Ida,“ lobte der Gatte lustig, „redd nor, wie der der Schinawivel g'wachse is; ich kann des preislich Reigs nit leide.“

„Sie sind gewiß geborene Pfälzerin,“ fragte der Gast teilnehmend.

„Sa ja,“ erwiderte sie fidel, „aus Mutterstadt! Adwer ich hab' mein' Dialekt schon ziemlich verlernt in Steinach. An mer sollt' doch aa hochdeitsch redde wegge de Kinner. Adwer gute Se, wann mich mei Mann so uffregt, nort geht's als portout nimmer annericht.“

Die kleine Gesellschaft war ganz unversehens in eine etwas animierte Stimmung versetzt worden, in der der letzte Rest von Bedrücktheit schwand. Man fühlte sich vertraut und zusammengehörig; der Frau sah man förmlich an, wie wohl es ihr tat, daß sie sich gehen lassen und sich natürlich geben durfte.

Nur die Tochter verharrete in ihrer blöden Befangenheit, und darum entschloß sich Eckert zu der langverhofften Anzapfung der stummen Schönheit.

„Sie waren in Kaufanne, Fräulein?“

Das Mädchen bekam einen brennroten Kopf und antwortete hastig: „Ja!“

„Wie hat es Ihnen dort gefallen?“

Die hilfberete Mama sprang mit der Antwort ein: „Großartig hot's ihre g'falle, gell Mär? Un es is aa lee Bunner, in so 're schäne Gesehd. Was meine Se, Sie sollte nor emol die Brief' lese, wo sie als g'schrewe hot. So begeistert!“

„Es hot aa en schöne Kappe Geld gefolt,“ bemerkte der Vater, wofür ihn Eckert mit dem Hinweis tröstete, daß es ja nicht unnütz hinausgeworfen sei.

Das war der Frau wieder aus dem Herzen gesprochen.

„Gelle Se, des jag' ich aa immer; mei' Mär hat doch was gelernt un hot die Welt g'lehe. Un des geheert sich heitzudag for e junges Mädchen aus gute Kreise. Sie spricht perfekt französisch, Herr Professor, wann Sie's emol mit 'ere proviere wolle.“

Kaum hatte das Fräulein diese Aufforderung vernommen, als sie ängstlich flehte:

„Um Gott's Wille, nor des nit! Ich kann jo gar nix mäh!“

Dem Philologen war es auch recht, daß er sich nicht zu produzieren brauchte, und er brachte die wiederholten Bitten der Eltern nur durch die Versicherung zum Schweigen, daß er sich mit hübschen jungen Damen lieber in der Muttersprache unterhalte. Und dem geängstigten Mädchen bestätigte er, man könne tatsächlich in kürzester Zeit sehr viel verlernen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Nerven beim Sonnenstich. Ueber die Ursachen, die Merkmale und Folgen des Hitzschlages sind schon viele Forschungen veröffentlicht worden, während der eigentliche Sonnenstich wegen seinem seltenerem Vorkommen noch keine ganz ausreichende Aufklärung erfahren hat. Namentlich läßt die Kenntnis des Einflusses auf die Nerven noch zu wünschen übrig. Ueber diesen Punkt hat Professor Weisenburg aus Philadelphia eine ausführliche Arbeit veröffentlicht. Er schildert darin namentlich einige Fälle, die als ungewöhnlich zu betrachten sind. Bei einem vom Sonnenstich betroffenen Mann wurden vielfache Verletzungen der Nerven festgestellt, die zu einer vorübergehenden Gehirnblähung führten. Bei einem anderen Fall, der mehr als Hitzschlag anzusprechen war, traten eigentümliche Muskelkrämpfe auf. Ueberhaupt sind Lähmungserscheinungen bei derartigen Unfällen nicht selten, dagegen scheinen Störungen der Sinnesstätigkeit niemals vorzukommen.

Ueber die Art der Nervenverletzungen bei Hitzschlag und Sonnenstich ist deshalb so wenig bekannt, weil es verhältnismäßig selten zu einer anatomischen Untersuchung gekommen ist. Die Annahme, daß dabei eine Blutüberfüllung des Gehirns, die Bildung von Blutgerinnseln in den Adern, keine Blutungen im Rückenmark, eine Gehirnhautentzündung, Veränderungen in den einzelnen Zellen, eine Wasserentziehung aus den Geweben, eine Vergiftung der Säfte und dergleichen die Erklärung der Krankheitsmerkmale abgeben soll, zeigt nur, wie wenig sicheres über die Wirkung unmäßiger Hitze erwiesen worden ist. Steht doch jener Theorie von der Blutüberfüllung eine andere gegenüber, wonach auch eine Wutleere des Gehirns zum Hitzschlag oder wenigstens zum Sonnenstich führen kann. Professor Weisenburg hält es nicht für unwahrscheinlich, daß eine Vergiftung der Säfte vorliegt, die wohl in einigen Fällen vielfache Blutergüsse verursacht. Außerdem muß aber im förmlichen Zustande eines Menschen etwas gegeben sein, was ihn besonders anfällig dafür macht, dem Einfluß einer hohen Temperatur zu erliegen. Der Forscher hat mehrere Jahre als Stabsarzt auf den Philippinen zugebracht und trug hier tropischen Hitze bei den neuangekommenen, also an das Klima noch garnicht gewöhnten Soldaten nur sehr wenige Fälle von Hitzschlag erfahren. Unter den Eingeborenen kam er überhaupt niemals vor. Die Soldaten, die davon befallen wurden, hatten sich entweder mutwillig der Sonne ausgesetzt oder Alkohol genossen. Ueberhaupt legt Dr. Weisenburg das stärkste Gewicht auf die Lehre, daß man sich bei ungewöhnlich heißem Wetter des Alkoholgenusses enthalten müsse, besonders wenn man einer körperlichen Anstrengung in der Sonnenglut entgegengeht.

Technisches.

Eine Lokomotive mit 28 Rädern. Mit der neuesten Lokomotive, die 1910 für die Achison and Santa Fe-Eisenbahn gebaut worden ist, haben, wie die „S. Nachr.“ schreiben, die Amerikaner ein Meisterstück vollbracht. Denn diese gewaltige Maschine ist wohl die größte der Welt; sie wiegt ohne Tender nicht weniger als 4620 Zentner, zusammen mit dem Tender sogar 7000 Zentner. Der Tender ist imstande, 4000 Gallonen Petroleum (1 Gallone = 4 1/2 Liter) für die Feuerung und 12 000 Gallonen Wasser für den Kessel mitzunehmen. Diese Riesenzugmaschine läuft auf 28 Rädern. Aber ihre Bedeutung für den Eisenbahnbetrieb liegt nicht nur in der kolossalen Kraft-

entfaltung, deren diese Maschine fähig ist. Bei den alten Lokomotiven entwickelten durch den Schornstein gewaltige Hitzemengen, die nutzlos in die Atmosphäre ausgestoßen wurden; die neue amerikanische Maschine ist so konstruiert, daß die Heizkraft der entwickelten Gase ausgenutzt wird: Die Abgasröhren sind so angelegt, daß die entweichende glühende Luft zugleich wieder zur Heizung des Kessels beiträgt. Welche gewaltigen Hitzemengen damit fruchtbar gemacht werden, zeigt sich darin, daß der Verbrauch an Heizungsmaterial eine Ersparnis von nicht weniger als 50 Prozent erfährt. Die Maschine ist imstande, einen schwer beladenen, eine englische Meile langen Güterzug ohne Schwierigkeit zu ziehen.

Naturwissenschaft.

Eisenbahnvögel. Aus der Falz wird der „Straßb. Post“ geschrieben: Unsere gefiederten Freunde fangen nun auch an, modern zu werden. Das neueste ist, daß sie mit der Eisenbahn reisen. Zwar möchte man versucht sein, an einen Scherz zu glauben, aber es verhält sich tatsächlich so. Auf dem Bahnhof einer pfälzischen Kleinbahn stand einige Tage ein Wagen unbenuzt. Das machte sich ein Notizwärtchen n p a r z u N i e h e und baute flugs sein Nest in das Bremserhäuschen. Die zutraulichen Vögel ließen sich durch nichts stören, sondern brüteten eifrig, auch dann, als der Wagen wieder in Betrieb gesetzt wurde. Man ließ die Tiere gewahren, und so kamen die Jungen aus. Wenn jetzt „Notizwärtchen“ auf Reisen sind, wird auf den Zwischenstationen lebhaft die junge Brut gefüttert, und die alten begleiten den Zug, der freilich nicht sonderlich eifrig fährt. Ein ähnlicher Fall wird aus Greiz berichtet. Auch hier haben Notizwärtchen ihr Nest in einem Eisenbahnwagen. Die Vögel fliegen täglich die etwa 14 Kilometer lange Strecke mehrmals mit und füttern eifrig auf den Zwischenstationen. Da das Zugpersonal und die Reisenden die Tierchen schonen, sind sie sehr zutraulich, und es besteht kein Zweifel, daß die junge Brut flügge wird. In neuester Zeit haben sich viele Vögel vollständig an die Eisenbahn gewöhnt. Zahlreiche Arten brüten an den Bahndämmen, zwischen den Schienen und in den Stellwerken. Das Donnern der Räder des Wagens der Maschine stört sie nicht mehr. Hauptächlich Lerchenarten, Finken und Ammern müssen zu den sogenannten „Eisenbahnvögeln“ gezählt werden. Ja, sogar ionft als scheu bekannte Vögel brüten an den Bahndämmen. So wurde neuerdings ein Wiedhopfpaar beobachtet, das in einem Mauerwerk neben den Schienen nistete und Junge ausbrachte. Unsere feinen Nachtjäger, die Nachtigallen und Baumlerchen, scheuen ebenfalls nicht vor der Nähe der Eisenbahn zurück. Man hat gesehen, daß beide Vogelarten mit Vorliebe nachts die Nähe der Signallichter am Bahnhöfen aufsuchen und dort singen. Wahrscheinlich kommt die Nahrungssorge hierbei zur Geltung, da in der Nähe der Lichter die Insekten sich sammeln. Einer, der die Nähe der Eisenbahn meidet, ist der Spatz. Dieser vorwiegend und kluge Vogel wird wohl selten in der Nähe der Schienen angetroffen. Am liebsten liebt er das Grasbüschel. Die beschauliche Aube eines kühnen Spatzen ist ihm viel lieber. Daß sich die Zahl der Eisenbahnvögel mit der Zeit vermehrt, ist zweifellos.

Allerlei.

Das Newyorker Telephonbuch. Welch ungeheure Verbreitung das Telephon heute in den Vereinigten Staaten hat, zeigt am besten ein Blick in die soeben erschienene neue Ausgabe des amtlichen Verzeichnisses der Teilnehmer an den Orts- und BezirksTelephonnetzen der Stadt Newyork. Das Buch ist nicht weniger als 804 Seiten stark, und denen jede 320 Namen aufweist; das sind im ganzen ungefähr 260 000 Teilnehmer. Die Auflage der Telephonbücher, die in Newyork und außerhalb benützt werden, beziffert sich auf 1 865 000 Exemplare.

Ein Preisaus schreiben. Der Verein deutscher Freimaurer hat einen Preis von 3000 M. für die beste Arbeit über das Thema: „Die soziale Bedeutung der Käuferfritten“ (Einfluß der Käufer auf Geschmack und Gediegenheit der Waren, Organisation der Konumenten usw.) ausgeworfen. Das Amt als Preisrichter haben übernommen die Herren: Bischoff, Dr. jur., Bankdirektor, Leipzig; Damajöhe, Vorsitzender des Bundes deutscher Bodenreformer, Berlin; Hertner, Professor Dr. rer. pol., Berlin-Charlottenburg; Wilbrandt, Professor Dr. phil., Rüdigen; Ziegler Theobald, Professor Dr. phil., Frankfurt a. M. Die gedruckte Erklärung des Themas ist kostenlos zu beziehen vom Sekretariat des genannten Vereins (Sauptmann a. D. Clausen in Jena, Johann-Friedrichstraße 1). Der Umfang der Bewerbungsarbeiten wird auf etwa 10 Druckbogen festgesetzt. Das Manuskript ist mit Kennspruch versehen unter Beigabe eines verschlossenen Briefumschlages, der den Kennspruch der Arbeit als Aufschrift trägt und die genaue Adresse des Verfassers enthält, bis zum 1. Juli 1914 an die obenge-

nannte Adresse des Sekretärs einzusenden. Nur Schreibmaschinemanuskripte werden angenommen. Die Preisurteilung wird spätestens im Frühjahr 1915 erfolgen. Der Verlags Eugen Dieberich in Jena hat sich bereit erklärt, die Herausgabe der preisgekrönten Schrift zu übernehmen. Alle Rechte an derselben gehen an die preisstiftende Vereinigung über, doch wird sie auf jeden ihr etwa zufallenden Gewinn an der Buchausgabe zugunsten des Verfassers verzichtet.

Literatur.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

„Die Hautkrankheiten oder Hautauschläge, deren einheitliche Grundursache, Verhütung und naturgemäße Heilung.“ Von Dr. med. Walter. 4. Aufl. (Preis 120 M.) Hof-Verlagsbuchhandlung Edmund Demme, Leipzig. — Die Haut ist nicht nur dazu da, um zur Bedeckung zu dienen, oder um dem Körper eine gewisse Rundung zu verleihen, sondern sie ist zur Auscheidung von Selbstgiften, welche das einheitliche Zusammenwirken der Organe hindern, von der allergrößten Bedeutung. Daraus erhellt, daß Hautauschläge für uns Fingerzeige sein müssen, daß etwas im Innern des Organismus nicht in Ordnung ist, und daß es unsere Pflicht ist, diese Ordnung wieder herzustellen. Das kann nun allerdings nicht dadurch geschehen, daß wir die Hautauschläge rein äußerlich mit Salben, Pflastern und Seifen behandeln, sondern das Uebel muß bei der Wurzel gefaßt werden, die Selbstgifte müssen aus dem Blute entfernt werden, dann schwinden die Hautleiden von selbst. Wie das anzufassen, lehrt die interessante Schrift.

Für unsere Frauen.

„An die Ruder, ihr deutschen Frauen!“

In der „Kreuzzeitung“ ruft eine leidenschaftige Gräfin Kheferling-Rautenburg die „edlen, glaubensstarken, monarchischen“, die „anständigen (!) politischen Frauen, die noch Ideale besitzen“, auf zur politischen Betätigung, damit das lede preussisch-deutsche Staatsschifflein aus der russischen roten Flut gerettet werden könne.

Die Dame ist alt — sie stammt, wie sie sagt, aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit des alten Kuries; aber ihrer Ansichten sind noch um vieles älter, wiewohl sie sich geschickt mit einem modernen Mantelchen drapiert. Diese Ansichten riechen bedenklich nach dem Moder der junkerlichen Abengrüfte und atmen den Geist jener Zeit, da im „gebildeten Preußenlande“ noch täglich das Gebet zum Himmel klang:

„Vor Köderike, Lüderike,
Vor Krachte und vor Krenbiche
Bewahr' uns, Herr Gott!“

Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Stellung der Frauen. Sie sind aus der eigenen Häuslichkeit oder aus jener reicher Verwandten hinausgetrieben worden. Das weiß die Frau Gräfin, wenn sie auch die stärkste Kraft, die dabei am Werke war, nicht zu kennen braucht. Damit ist auch das Verhältnis des weiblichen Geschlechts zum öffentlichen, zum politischen Leben ein anderes geworden. Und das, trotz der geriebensten Nohtauscherkniffe gerade auf politischem Gebiete immer weniger gelingt — die männlichen Gabenkräfte über ihre Klasseninteressen hinwegzutäuschen, sie in das Garn des wucherischen Junkerpedas zu locken —, das soll nunmehr auf andere Art, mit Hilfe der Frauen versucht werden.

Wir sind durch die ersten Zeiten gezwungen, uns am politischen Leben zu beteiligen. Wir haben es viel zu spät einsehen gelernt, daß ein erster Zwang vorliegt, daß auch wir Frauen aus den gebildeten hohen und höchsten Ständen uns auflassen zu politischer Arbeit unter den Frauen anderer Kreise, weil leider auch bei uns, wie es in Frankreich, in England und in anderen Staaten sich gezeigt hat, wo die Sozialdemokratie wie eine fressende Wunde immer mehr um sich greift, immer mehr an Macht gewann, auch andere, noch gesunde Parteien in Mitleidenschaft ziehend, bis zur Verstärkung von allem, was dem Menschen heilig ist und heilig bleiben soll, Frieden (!), Monarchie, Glauben — weil auch bei uns die Frauen die Allerschlimmsten, Allerspannlichsten sind, auf dem Boden der Sozialdemokratie.

So die Frau Gräfin. Sie will allerdings beileibe nicht auf die Rednertribüne treten, geschweige gar das eigene Wahlrecht fordern. Nein, nein, nein! Die äußere Politik soll nach wie vor den Männern überlassen bleiben; die Frauen sollen nur in aller Stille die „innere Politik“ betreiben.

Was die Frau Gräfin unter innerer Politik versteht? Gilt „Auf dem Lande kann man so leicht die Men-